

Die Neue Welt

Nr. 32

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

„Ich würde“, sagte Frau Roland zu Hans, „gleich Folgendes thun. Mich reich einrichten, um Aufsehen zu erregen, dann in Gesellschaft gehen, reiten und mir ein oder zwei interessante Fälle ausfinden, um mich bei Gericht gut einzuführen. Ich würde an Deiner Stelle versuchen, ein allgemein geachteter Advokat zu werden, mehr aus Liebhaberei. Gott sei Dank brauchst Du es ja nicht, und wenn Du einen Beruf ergreifst, so ist es schließlich nur, um Deine Studien zu verwerthen und weil ein Mann thätig sein muß.“

Vater Roland schälte eine Birne und sagte: „Sakrament, ich wüßte, was ich an Deiner Stelle thäte. Ich kaufte mir ein hübsches Schiff, einen Kutter wie die Lootsen, und mit dem Ding fahre ich bis zum Senegal.“

Nun sagte auch Peter seine Ansicht. Er meinte, schließlich gäbe nicht das Geld dem Menschen Werth und Bedeutung. Durchschnittsmenschen ziehe es herab, während es im Gegentheil für bedeutende Leute einfach eine Macht darstelle. Aber die bedeutenden seien eben dünn gesät, und wenn Hans wirklich zu ihnen gehöre, könne er es zeigen, nun, wo er von den Tages Sorgen frei sei. Aber er müsse gerade hundertmal mehr arbeiten als sonst. Es handele sich nicht darum, für oder gegen die Wittwe so und so und die Waisen so und so zu plabieren und für jeden gewonnenen oder verlorenen Prozeß Geld einzustecken, er müsse ein bedeutender Jurist werden, eine Leuchte des Rechts.“

Und er fügte als Schlussforderung hinzu: „Wenn ich Geld hätte! Ich wollte mal eine Praxis machen.“ Der alte Roland zuckte die Achseln. „Ja, ja, ja. Am besten im Leben ist immer, sich nicht zu überanstrengen. Wir sind keine Bastiätere, sondern Menschen. Wenn man als armer Schlucker geboren ist, muß man schuften. Na, schlimm genug, daß man arbeiten muß. Aber wenn man Geld hat, Teufel nochmal, da müßte man doch wirklich ein Einfaltspinsel sein, um sich zu schinden.“

Peter antwortete von oben herab: „Wir haben nicht die gleichen Tendenzen. Ich achte auf der Welt nur das Wissen und die Intelligenz. Alles Andere verachte ich.“

Frau Roland suchte immer die Zusammenstöße zwischen Vater und Sohn zu mildern. Sie lenkte also die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet und fing an von einem Morde zu sprechen, der in der vergangenen Woche in Bolbec-Montot begangen worden.

Sofort waren Alle für die Umstände interessiert, die mit der Mordthat in Verbindung standen, gefesselt durch das angenehme Gruseln, durch das anziehende Geheimniß, das den Verbrechern anhaftet,

die, mögen sie auch noch so gemein, abstoßend und widerlich sein, doch auf die menschliche Neugierde eine feltame allgemeine Anziehungskraft ausüben.

Aber von Zeit zu Zeit zog der alte Roland die Uhr: „Kinder, wir müssen aufbrechen.“

Peter lachte: „Es ist noch viel Zeit. Es war wirklich nicht der Mühe werth, mir ein kaltes Kotelett zu geben.“

„Kommst Du mit zum Notar?“ fragte seine Mutter.

Er antwortete trocken: „Nein. Zu was denn? Meine Gegenwart ist ganz unnothig.“

Hans schwieg, als handelte es sich nicht um ihn. Als man vom Morde in Bolbec gesprochen, hatte er als Jurist ein paar Gedanken geäußert und ein paar Betrachtungen über Verbrechen und Verbrecher angestellt. Jetzt schwieg er wieder. Aber seine lachenden Augen, die angeregt gerötheten Wangen, sogar sein glänzender Bart schienen sein Glück zu verkünden.

Als Peter, nachdem seine Familie gegangen, wieder allein war, setzte er seine Streifzüge nach einer Wohnung wie am Morgen fort. Nachdem er zwei Stunden treppauf treppab gelaufen, fand er endlich auf dem Boulevard Franz I. etwas Hübsches. Ein großes Zwischengeschoss mit zwei Thüren nach verschiedenen Straßen, zwei Salons, einer Glas-Galerie, wo die Kranken warten und dabei mitten unter Blumen auf und ab gehen konnten, und ein reizendes rundes Eckzimmer mit dem Blick auf das Meer.

Als er mietzen wollte, schreckte ihn doch der Preis von dreitausend Franken ab, denn er mußte das erste Quartal im Voraus zahlen und besah nichts, nicht einen Pfennig.

Das kleine Vermögen, das der Vater sich zusammengespart, gab kaum achttausend Franken Zinsen jährlich. Und Peter warf sich vor, daß er oft seine Eltern in Verlegenheit gesetzt, weil er so lange gezögert, einen Beruf zu wählen, immer wieder aufgehört zu studiren und etwas Neues begonnen hatte. Er ging also fort und versprach, innerhalb zweier Tage zu antworten. Nun kam er auf den Gedanken, seinen Bruder um das erste Quartal oder vielleicht sogar das erste Halbjahr zu bitten, also fünfzehnhundert Franken, sobald Hans die Erbschaft bekommen.

„Das ist ein Pump auf kaum ein paar Monate“, dachte er sich. „Ich kann's ihm vielleicht vor Jahres-schluss noch wiedergeben. Es ist eine ganz einfache Sache, und er wird sich freuen, das für mich zu thun.“

Da es noch nicht vier Uhr war und er nichts, aber auch garnichts zu thun hatte, setzte er sich in die öffentlichen Anlagen. Er blieb lange auf der

Bank sitzen, ohne daß ihm etwas einfiel, die Augen zu Boden geheftet, von einer Müdigkeit überfallen, die fast Verzweiflung war.

Und doch hatte er alle Tage bisher, seitdem er in das väterliche Haus zurückgekehrt, so zugebracht, ohne so sehr unter der Debe seines Daseins und seiner Thatenlosigkeit zu leiden. Wie hatte er denn nur die Stunden von früh bis Abends todgeschlagen?

Er war zur Zeit der Fluth am Strande hingekummelt, war durch die Straßen gelaufen, in Cafés gegangen, zu Marowzko, kurz überall hin. Und nun wurde ihm plötzlich dieses Dasein, das er bis dahin ausgehalten, gräßlich unerträglich. Wenn er Geld gehabt hätte, hätte er sich einen Wagen genommen, um weit über Land zu fahren, an den Kreuzgräben der von Ulmen und Buchen überschatteten Bauernhöfe hin. Aber er mußte genau auf jedes Glas Bier, auf jede Briefmarke achten, und solche Scherze waren ihm nicht erlaubt. Er dachte plötzlich daran, wie bitter es doch ist, wenn man schon dreißig Jahre zählt, gezwungen zu sein, erröthend die Mutter ab und zu um ein Goldstück zu bitten. Und er brummte, indem er mit dem Stock im Boden wühlte: „Verflucht noch mal, wenn ich doch Geld hätte.“

Und wieder überfiel ihn der Gedanke an die Erbschaft seines Bruders wie ein Wespenstich. Aber ungeduldig vertrieb er ihn, er wollte sich nicht im Neide gehen lassen.

Rings um ihn herum spielten die Kinder im Straßenstaub. Blonde Kinder mit langem Haar, die mit Andacht und größtem Ernst kleine Sandberge häuften, um sie nachher wieder breit zu treten.

Peter hatte einen jener traurigen Tage, an denen man in alle Ecken seiner Seele späht und in alle ihre Falten.

„Alles, was wir thun, ist genau dasselbe wie die Arbeit dieser Kinder hier“, dachte er. Und er fragte sich, ob es nicht eigentlich das Schlaueste wäre im Leben, zwei oder drei jener kleinen unnützen Wesen auf die Welt zu setzen und neugierig und gemüthlich zuzusehen, wie sie größer würden. Und ihm kam der Wunsch, zu heirathen. Dann ist man nicht mehr so verloren im Leben, nicht mehr so allein. Dann hört man wenigstens in seiner Nähe, in Zeiten der Dummheit und Unentschlossenheit, etwas sich bewegen. Und es bedeutet doch schon etwas, wenn man leidet, zu einer Frau „Du“ sagen zu können.

Er dachte an die Frauen. Er kannte sie sehr wenig, denn er hatte im Quartier Latin in Paris nur immer Verhältnisse auf etwa vierzehn Tage gehabt, die er gelöst, wenn sein Monatsgeld alle war, und im nächsten Monat

wieder neue angeknüpft oder die alten erneuert. Aber es mußte wohl sehr gute, weiche, trostreiche Geschöpfe geben. War seine Mutter nicht der gute Geist, die Sonne des väterlichen Hauses gewesen? Er hätte so gern eine Frau kennen gelernt, eine echte Frau.

Plötzlich erhob er sich mit dem Entschluß, Frau Rosenmilly einen kleinen Besuch zu machen.

Dann setzte er sich aber plötzlich wieder hin. Sie mißfiel ihm doch. Warum? Sie war zu hausbacken und gewöhnlich. Und dann, schien sie nicht Hans lieber zu haben? Ohne es sich selbst genau einzugesehen, war diese Vorliebe sehr viel daran schuld, daß er von der Wittve weniger hielt. Denn wenn er auch seinen Bruder liebte, so konnte er doch nicht anders, als ihn für einen etwas mittelmächtigen Menschen und sich ihm weit überlegen zu halten.

Aber er konnte doch nicht, bis es Nacht wurde, hier sitzen bleiben. Und ängstlich fragte er sich, wie den Tag vorher: „Was soll ich thun?“

Er fühlte jetzt in der Seele das Bedürfnis, weich zu werden, geküßt und getröstet zu werden. Getröstet — weshalb? Er hätte es nicht sagen können. Aber es war eine jener Stunden der Schwäche und Lässigkeit, in denen die Anwesenheit, die Lieblichkeit einer Frau, nur die Berührung ihrer Hand, ihres Kleides, ein lieber Blick aus schwarzem oder blauem Auge unserem Herzen unentbehrlich scheint.

Und da dachte er an eine kleine Kellnerin aus einem Bierlokal, die er einmal nach Haus begleitet und von Zeit zu Zeit besucht hatte.

Er stand also auf, um mit dem Mädchen ein Glas Bier zu trinken. Was sollte er ihr sagen, was sie ihm? Wahrscheinlich nichts. Was that es. Er konnte wenigstens ein paar Augenblicke ihre Hand halten. Sie schien ihn gern zu mögen, warum suchte er sie nicht öfter auf?

In dem fast leeren Lokal traf er sie auf einem Stuhl schlafend. Drei Gasse rauchten ihre Pfeifen, die Ellbogen auf die Tischplatte gestützt, die Kaffeeterrin vor einem Korb, während der Bierkellner in Hemdsärmeln auf einer Bank lag und schlief.

Sobald das Mädchen ihn gesehen, erhob es sich schnell und ging ihm entgegen: „Guten Tag. Wie geht es Ihnen?“

„Ganz gut. Und Dir?“

„Mir? Sehr gut.“

„Sie kommen ja gar nicht mehr.“

„Ja, ich habe sehr wenig Zeit. Reicht Du, ich bin Arzt.“

„So. Das hatten Sie mir nicht gesagt. Wenn ich das doch gewußt hätte. Letzte Woche war ich krank, dann hätte ich Sie konsultiert. Was trinken Sie?“

„Ein Bier. Und Du?“

„Ich auch ein Bier, wenn Du mir's zahlst.“ Und nun wachte sie ihn weiter „Du“, als ob sie die stillschweigende Erlaubnis dadurch bekommen, daß er sie zu einem Glase Bier einladet.

Nun saßen sie einander gegenüber und schwatzten. Ab und zu nahm sie seine Hand. Sie blühte ihn unternehmend an und sagte:

„Warum kommst Du nicht öfter? Du gefällst mir sehr gut, Meiner.“

Aber er dachte sich schon vor ihr. Sie war hübsch, geistig, ordentlich. Die Frauen, sagte er sich, mußten uns im Traum erscheinen oder in einem Sommergärtchen von Paris, der ihre Schwärmlichkeit verlor.

Sie fragte ihn: „Neulich mal bist Du früh mit einem schönen Kerl mit blondem Bart vorbeigegangen. Ist das Dein Bruder?“

„Ja, mein Bruder.“

„Das ist ein richtig schöner Kerl.“

„Finst Du?“

„Ja. Und dann sieht er sehr lebenslustig aus.“ Welch seltsames Bedürfnis packte ihn nun plötzlich, dieser Kellnerin von Paris' Erblichkeit zu erfragen? Warum kam ihm nur dieser Gedanke, den er, wenn er allein war, von sich wies, den er nicht ausprechen mochte, wegen der Erregung, die er ihm verursachte? Warum kam der ihm in diesem Moment

auf die Lippen, und warum äuferte er ihn, als ob er wieder das Bedürfnis gehabt, sein mit Bitterkeit gefülltes Herz zu öffnen?

Er sagte, indem er die Beine übereinander schlug: „Der hat einen Riesendusel entwickelt, mein Bruder. Er hat eben zwanzigttausend Franken heute geerbt.“

Sie öffnete groß ihre blauen, gierigen Augen: „O, wer hat ihm denn das vermachelt? Die Großmutter oder die Tante?“

„Nein, ein alter Freund meiner Eltern.“

„Ach, nur ein Freund. Nicht möglich! Hat er Dir denn nichts hinterlassen?“

„Nein. Ich kannte ihn nur sehr wenig.“

Sie dachte ein paar Augenblicke nach. Dann sagte sie mit seltsamen Lächeln auf den Lippen: „Na, Dein Bruder hat aber Glück, solche Freunde zu haben. Da ist's auch weiter nicht wunderbar, daß er Dir so wenig ähnlich sieht.“

Die Lust kam ihm an, ihr ein paar herunter zu haufen. Und er fragte mit gekrümmtem Mund: „Was willst Du damit sagen?“

Sie machte ein dumm-naives Gesicht. „Ich? Gar nichts. Ich meine, er hat eben mehr Glück als Du.“

Er warf zwanzig Sous auf den Tisch und ging. Nun wiederholte er sich unausgesetzt den Satz: „Da ist's weiter nicht wunderbar, wenn er dir nicht ähnlich sieht.“

Was hatte sie dabei gedacht? Was hatte sie in diese Worte gelegt? Darin lag doch gewiß eine Bosheit, eine Gemeinheit und Niederträchtigkeit. Natürlich, das Mädchen hatte gedacht, Hans wäre Maréchal's Sohn.

Die Bewegung, die ihn ergriff bei dem Gedanken, daß dieser Verdacht auf seine Mutter falle, war so groß, daß er stehen blieb und irgend eine Gelegenheit suchte, um sich zu setzen.

Ihm gegenüber lag ein anderes Café. Er trat ein, nahm einen Stuhl, und als der Kellner kam, sagte er: „Ein Bier.“

Sein Herz klopfte, ein Frösteln lief ihm über die Haut. Und plötzlich kam ihm die Erinnerung an das, was Maréchal den Tag vorher gesagt hatte: „Das wird keinen guten Eindruck machen.“ Hatte der etwa denselben Gedanken, denselben Verdacht gehabt, wie das dumme Mädchen?

Er beugte sich auf das Bierglas nieder, sah den weißen Schaum aufsteigen und zergehen und fragte sich: „Kann man nur wirklich auf so einen Gedanken kommen?“

Der Grund, der solche entsetzliche Zweifel aufsteigen ließ, schien ihm nun einer nach dem anderen klar, ganz augenfällig, verzweiflungsvoll. Wenn ein alter Junggeselle, der keine Erben hat, sein Geld den beiden Kindern eines Freundes hinterläßt, so ist das das einfachste und natürlichste Ding von der Welt. Wenn er aber sein Vermögen bloß einem der Kinder hinterläßt, so ist's ebenso klar, daß man sich wundern, darüber reden und schließlich lachen wird. Wie hatte er das nur nicht vorher sehen können! Wie konnte sein Vater das nicht fühlen, seine Mutter das nicht errathen! Nun, sie waren eben zu glücklich über die unvermuthete Erbchaft gewesen, als daß eine solche Idee ihnen hätte kommen können. Und dann, wie hätten die ehrbaren Leute an eine solche Gemeinheit denken können?

Aber würden nicht die Leute, der Nachbar, der Kaufmann, der Lieferant, Alle die sie kannten, diesen niederträchtigen Verdacht weitertragen, darüber sichern, sich amüfieren, seinen Vater auslachen und seine Mutter verachten?

Und die Beobachtung, die die Kellnerin gemacht, daß Hans blond war und er brünett, daß sie sich weder im Gesicht noch im Gang, in der Haltung, in Gesichtsanlagen ähnlich seien, würde nun allen Augen und Gehören auffallen. Wenn man von einem der Söhne Roland's sprach, würde es jetzt heißen: „Welcher denn, der echte oder der falsche?“

Er erhob sich mit der Absicht, seinen Bruder davon in Kenntniß zu setzen und ihn zu warnen vor der furchtbaren Gefahr, die der Ehre seiner Mutter drohte. Aber was würde Hans thun? Das Einzige wäre wohl, die Erbchaft abzulehnen, die denn an die Armen gefallen wäre, und nur den

Fremden und Bekannten, die von dem Legat wußten, zu sagen, daß das Testament unannehmbare Klauseln und Bedingungen enthalte, die Hans nicht zum Erben gemacht haben würden, sondern nur zu einem Art-Verwalter.

Als er in das väterliche Haus zurückkehrte, überlegte er, daß er seinen Bruder nun allein sehen mußte, um nicht vor seinen Eltern über den Gegenstand zu sprechen.

Schon an der Thür hörte er laute Stimmen und Lachen im Salon. Und als er eintrat, vernahm er die Stimme von Frau Rosenmilly und Kapitän Beaufire, die der Vater mitgebracht und zum Essen dabehalten, um die glückliche Erbchaft zu feiern.

Man hatte Bermuth und Abstinenz kommen lassen, um Appetit zu machen und sich in Stimmung zu versetzen. Kapitän Beaufire, ein kleiner Mann, der kugelförmig geworden war, weil er immer auf dem Meer herumgerollt, und dessen Ideen alle ebenjüngend zu sein schienen, wie die Kiesel am Strand, der ein tiefes „r“ in der Kehle gurgeln ließ, wenn er sprach, fand, das Leben sei eine wundervolle Einrichtung und Alles wunderschön.

Er stieß mit dem alten Roland an, während Hans den Damen wieder zwei volle Gläser anbot.

Frau Rosenmilly wollte nicht trinken, aber der rief Kapitän Beaufire, der ihren verstorbenen Mann gekannt: „Nun, vorwärts, vorwärts, gnädige Frau. Bis repetita placent, wie wir auf Platt sagen. Das heißt so viel als: zwei Bermuth schaden nicht. Sehen Sie, seitdem ich nicht mehr See fahre, schlingere ich so vor dem Essen zwei oder drei Mal auf künstliche Weise. Nach dem Kaffee folge ich noch einen für's Stampfen des Schiffes hinzu, und dann ist bei mir Abends starker Seegang. Bis zum Sturm lasse ich's nicht kommen, nie, nie, denn ich habe Angst vor Havarie.“

Roland, bei dem der alte Seefahrer immer seine Seemannskunst anstachelte, lachte aus vollem Herzen; er war puerroth geworden, und durch den Abstinenz sah er schon Alles doppelt. Er hatte einen mächtigen Kaufmannshauch, war ganz „Rausch“ in dem übrigen Theil des Körpers sich zurückgezogen zu haben schien. Einer jener Quabbelbände, wie sie Leute bekommen, die immer sitzen, die dann keine Schenkel mehr haben, keine Brust, keine Arme, keinen Hals, da beim Sitzen sich Alles in eine einzige Kugel zusammenschließt.

Beaufire dagegen war, obgleich er klein und dick war, wie ein volles Ei und hart wie eine Kanonenkugel.

Frau Roland hatte ihr erstes Glas noch nicht einmal geleert. Und rosig angehaucht vor Glück betrachtete sie mit lächelnden Blicken ihren Sohn Hans.

Bei dem kam jetzt der Freudenausbruch. Die Geschichte war erledigt, unterschrieben, er bekam zwanzigttausend Franken heute. In der ganzen Art, wie er lachte, wie er mit erhobener Stimme sprach, wie er die Menschen betrachtete, wie er sich entschiedener bewegte, an seiner ganzen wachsenden Sicherheit fühlte man den Hintergrund, den das Geld gewährte.

Das Essen wurde gemeldet. Doch als der alte Roland Frau Rosenmilly den Arm bieten wollte rief seine Frau: „Nein, nein, Vater! Das ist heute Hans' Sache.“

Der Tisch strahlte in ungewohnten Luxus. Der Hans' Keller, der heute auf dem Platz seines Vaters saß, erhob sich ein riesiger Blumenstrauß, wie er bei großen Gelegenheiten üblich, gleich einem bewimpelten Dom von vier Komposthüfeln umringt, deren eine, pyramidenartig aufgebaut, wundervolle Pfirsiche enthielt. Auf der zweiten Schüssel lag ein gewaltiger cremiegefüllter Kuchen, ganz überstreut mit Glöckchen aus gebranntem Zucker, eine Art Kathedrale aus Bisquit. Die dritte enthielt Ananasschnitte in heller Zuckersauce und die vierte, a unerhörten Luxus, dicke schwarze Weintrauben auf dem Süden.

„Berstcht“, sagte Peter, indem er sich setzte. „Wir feiern wohl die Thronbesteigung von Hans im Glück.“

(Fortsetzung folgt.)

Proletarierleben im alten Rom.

Von Manfred Wittich.

In Nr. 27 der „Neuen Welt“ vom Jahre 1898 habe ich in dem Aufsatze: „Freie Arbeiter im Alterthum“ näher dargelegt, daß neben der Arbeit der Sklaven im Alterthum recht wohl auch die sogenannte „freie Arbeit“ bekannt war. Die massenhafte Verwendung von Sklaven: kam erst in Schwung, als in einer großen Menge reicher Kriege eine große Anzahl Kriegsgefangener gemacht wurde, und noch mehr, als die Römer nach den punischen Kriegen zum Plantagenbau mit Sklavenbetrieb nach dem Muster der besetzten Karthager übergingen.

Natürlich war dies ein großes Unglück für die „freien Arbeiter“, daß ihnen diese Tausende und Abertausende von Kriegsgefangenen und auf dem Sklavenmarkte gekauften Konkurrenten das Brot vom Tische nahmen und ganz gewaltig die Abne drückten.

Neben dem Großbetriebe in der Landwirtschaft nach phönizischem Muster entwickelte sich auch ein industrieller Großbetrieb mit Sklavenarbeit in allen möglichen Branchen.

Statt vieler Hunderte diene uns nur hier das eine Beispiel des Marcus Licinius Crassus für die Baubranche als Beleg; dasselbe zeigt uns auch zugleich die Art und Weise, wie das spekulative Kapital mit der Sklavenarbeit die freien Handwerker und Arbeiter Atroms zu Lumpenproletariern herabdrückte.

Plutarch (geb. 46 n. Chr.), der Biograph des Crassus, schildert seinen Mann vor allen Dingen als besessen von einem unbezähmbaren Geize und rücksichtslosen Erwerbssinne. „Als die vornehmsten Beweise von seinem Geize betrachtet man die Art des Erwerbes und die Größe seines Vermögens. Anfanglich besaß er nicht mehr als 300 Talente (nach republikanischer Silberwährung war ein Talent gleich 4210 Mark unserer Währung), später aber, kurz vor seinem Feldzuge gegen die Parther, fand er beim Berechnen sein Vermögen 7100 Talente groß, obgleich er den zehnten Theil davon während seiner Amtsführung dem Herkules geweiht, das ganze Volk bewirthet und jedem Römer auf drei Monate Getreide gespendet hatte. Das Meiste davon hatte er, wenn man zu seiner Schande die Wahrheit sagen soll, durch Krieg und Feuer erworben und aus dem öffentlichen Unglück (des jullanischen Bürgerkrieges) den größten Gewinn gezogen. Als nämlich Sulla nach Eroberung der Stadt Rom die Güter der von ihm getödteten Bürger, die er als seine Beute betrachtete und auch so nannte, öffentlich verkaufte, um so viele der vornehmsten Männer als nur möglich mit in sein Verbrechen zu verwickeln, machte Crassus sich kein Gewissen daraus, eine Menge solcher Güter theils geschenkt zu nehmen, theils für einen geringen Preis zu erkaufen. Auch benutzte er die der Stadt Rom eigenen und gewöhnlichen Plagen (!), daß die Häuser oft abbrannten oder wegen ihrer Größe und Schwere zusammenstürzten. Zu dem Zwecke kaufte er eine Menge Sklaven, die sich auf die Baukunst und das Zimmerhandwerk verstanden, und da er deren mehr als fünfhundert beisammen hatte, erhandelte er die in Brand gerathenen und daran stoßenden Häuser, welche die Besitzer aus Furcht und wegen der unsicheren Lage um einen äußerst geringen Preis hingaben, so daß der größte Theil von Rom sein Eigenthum wurde. . . Außerdem besaß er noch viele Silbergruben, kostbare Ländereien und die zu deren Auhau erforderlichen Leute usw.“

Hier haben wir den Urtypus des kapitalistischen Großbourgeois im alten Rom!

Die Aehnlichkeit mit modernen Typen dieser Art, mit den Stamm, Krupp, Vanderbilt, Carnegie und wie sie Alle heißen, ist unverkennbar.

Wie gewaltig die kapitalistische Entwicklung sich entfaltete, ganz besonders in der Weltmetropole Rom, beweist jenes Wort eines Historikers: „Nirgends auf der Welt wird man schneller ungeheuer reich oder furchtbar arm, als in Rom.“

„Das Proletariat litt natürlich in Rom auch unter einer gräßlichen Wohnungsnoth.“

„Wie auf dem platten Lande das Latifundium (Großgut) den Bauernhof verschlang, so griffen in der Weltstadt die Wänter der Reichen auf Kosten des alten Familienhauses um sich.“ Auch der städtische Grund und Boden ballte sich zu großen Besitzkomplexen in wenigen Händen zusammen. Die weitläufigen Prachtbauten und Paläste der reichen Leute und später auch der Kaiser trieben die Bodenpreise immer mehr in die Höhe und nöthigten zu größter Raumersparniß bei den Wohnungen der mittleren und ärmeren Klassen, zur Herstellung von erschrecklich kleinen Zellen, Kellerverliehen und Dachkammern in übermäßig hoch aufstrebenden Stockwerkhäusern, den Vorfahren jener himmelstohen, über zwanzig Stockwerke aufeinander thürmenden „Wolkenkratzer“ moderner amerikanischer Großstädte.

Die Bauordnung des Kaisers Augustus vom Jahre 6 n. Chr. schrieb zwar für die an der Straßenfront gelegenen Bauwerke vor, daß sie nicht über 70 Fuß hoch sein dürften, aber das war bei einer Straßenbreite von 4—7 Metern durchaus nicht genügend und stand gewiß auch in vielen Fällen „nur auf dem Papier“.

Man baute Miethshäusern auf Spekulation, verpachtete dieselben im Ganzen, und der Kontrahent parzellirte sie wieder in Stockwerke und in einzelne Wohnungen bis zu elenden, engen Schlafstellen — und den armen Miethern wurde das Fell doppelt und dreifach geschoren!

Dem Wohnungselend der antiken Großstädte hat der Erlanger Gelehrte Böhlmann* eine äußerst instructive Sonderchrift gewidmet, in welcher das gesammte Quellenmaterial zusammengetragen und verarbeitet ist zu einem erschreckenden Bilde vom Wohnungselend des antiken Proletariats.

Mit dem Miethswucher und dem Hausbesitzerdespotismus ging ein freches Baulöwenhum und schleuderhaftes Bauen nach dem Grundsatz: billig und schlecht, Hand in Hand, worunter Gesundheit und Leben der unglücklichen Miether leichtsinnig auf's Spiel gesetzt wurden.

Der Satiriker Martial schildert in einem seiner Stachelgedichte „die Schande des 1. Juli“, d. i. des Hauptzugstermins im kaiserlichen Rom, indem er einen armen Teufel vorführt, den sein Hausagrarier auf die Straße gesetzt hat und der inmitten seiner elenden Hausrathskresse, die der Pfandung entgangen sind, um ein Bild des Großstadtelends vor Augen stellt, wie es gewiß häufig genug in den Straßen der Weltmetropole zu sehen gewesen sein mag.

Schaaren von Obdachlosen kampirten die Nächte unter freiem Himmel, in den öffentlichen Hallen, auf den Treppentufen der Tempeleingänge, in den Parkanlagen und Gärten der vornehmen Stadtviertel usw.

Welcher Art die Körper- und Gesundheitspflege sein mußte in den Familien des ärmsten Proletariats, das kann man sich wohl nach all' dem Gesagten vorstellen.

Der Vampir des Kapitalgeizismus bringt eben überall und zu allen Zeiten unsägliches Elend über die menschliche Gesellschaft: das ist seine Natur! Wenn bei uns ein armer Teufel weder Arbeitsgelegenheit, noch Brot noch Quartier finden kann, so kommt es wohl zuweilen vor, daß er mit Wissen und Willen irgend eine mit Gefängniß bedrohte Straftat begeht, um so auf Staatskosten beherbergt und beköstigt zu werden. Sei's noch so elend — es ist doch besser, als die „goldene Freiheit“, die er bis zum Ueberdruß genossen hatte!

Im alten Rom war diese letzte Rettung vom Verhungern die freiwillige Meldung bei einer Gladiatorenschule, d. h. bei einem Unternehmer, der Sklaven zu den öffentlichen Schaukämpfen drillen ließ und an reiche Leute vermietete, die solche Volksbelustigungen auf ihre Kosten veranstalteten. Zu dem Vertrage, den diese unglücklichen „freien“ Bürger des stolzen, weltbeherrschenden Roms unter-

schrieben, erklärten sie sich bereit, sich, wenn es die Zwecke der Anstalt heischten, anspeitschen, brandmarken und tödten zu lassen. Wie hoffnungslos muß die Lage solcher armen Proletarier gewesen sein, die einen solchen Vertrag zu unterzeichnen über sich gewannen!

Was man dagegen in's Werk setzte, um dem proletarischen Elend zu steuern, war nicht nur nicht wirksam, sondern geradezu geeignet, dasselbe noch in's Ungemeinere zu vergrößern. Man führte eine planlose und verschwenderische Almosenwirtschaft ein; der Staat, d. h. die jedesmaligen Inhaber der Staatsgewalt, oder Privatleute, welche sich die Gunst und die Stimmen der städtischen Bevölkerung bei öffentlichen Wahlen zu erwerben suchten, und eben zu dem Zwecke, um Aemter und Staatsgewalten in ihre Hand zu bekommen, mit deren Hilfe sie sich weiter bereichern — oder auch aus dem Sumpfe ihrer Schulden herausziehen wollten, bewirtheten das ganze Volk an offenen Tafeln, schenkten ihnen Getreide zur Verproviantirung auf kürzere oder längere Zeit, und gaben öffentliche Spiele, Wettrennen, Flottenschaukämpfe (Nauinchien, d. i. Schiffskämpfe), Gladiatorenspiele, bei denen sich die dreißigen Fehderklaven gegenseitig abschlachten, Thierheken, Theateraufführungen usw.

Das Alles machte das Elend natürlich noch ärger als es schon war.

Der Historiker Appian klagt: „Die Kornspenden, welche den Armen allein in Rom zu Theil werden, führen dort das arbeitsscheue und freche Bettelproletariat aus ganz Italien zusammen.“ Um das Jahr 46 v. Chr. zählte man 320 000 Empfänger von Getreidespenden. Heppig leben konnten diese Leute freilich davon nicht, nur der Mindestbedarf an Brot ließ sich davon decken, denn die Portionen waren bemessen nach dem niedrigen Maßstab der Sklaven- und Gefangenenkost.* Dazu nahmen auch nur die erwachsenen männlichen Personen, nicht aber gewöhnlich Frauen und Kinder an den „Frumentationen“ Theil.

Auf die Getreidespenden allein war also, wie Böhlmann sehr richtig bemerkt, selbst die Existenz nicht zu begründen.“

Die größte politische Korruption war die unausbleibliche Folge dieses verkehrten Systems. Selbst bei solchen Almosenpenden im riesigsten Umfange wurde doch stets sozusagen die Wurst nach der Speckseite geworfen: der edle Wohlthäter spekulirte eben auf ein Amt als Provinzverwalter, in dessen Ausübung er die Bevölkerung einer fernen eroberten Landschaft ausbeuten und seine Auslagen mit Zinseszinsen wieder hereinbringen wollte. Oder er suchte die Mehrheit des Volkes auf seine Seite zu bringen bei einem Bürgerkriege, den er entfachte, um seiner Habgucht und Herrschbegier Genüge zu leisten.

Auf diesem Sumpfboden erwuchs das altrömische Kaiserthum.

Und als auch dieses versagte und viele Cäsaren einen verrückten Uebermenschenwahn verfielen und nichts thaten, um die einzige Rettung, eine Genesung von unten auf zu ermöglichen, war der Boden reif für das Christenthum.

Phonograph und Mikrophon.

Von Bruno Borchardt.

Das gesprochene Wort kann als Sinnbild des Flüchtigen und Vergänglichen dienen. Zwar ist es nicht geheim, wie die Gedanken — ist es einmal dem Gehege der Zähne entflohen, so kann es nie wieder zurückgerufen und unterdrückt werden, wenn der Sprecher vielleicht seine Unvorsichtigkeit noch so sehr bedauert; aber doch ist's auch wieder schnell verweht wie der Wind, sobald es verhallt ist, und schwer oder geradezu unmöglich

* Mit den alimentis carceris servilibus, der Gefangenen- und Sklavenernährung, stellt der Historiker Callist, der 86—84 v. Chr. lebte, die Frumentationen auf eine Stufe.

* Leipzig bei Hirzel, 1884: Die Ueberbevölkerung der antiken Großstädte.

erscheint es, dasselbe Wort noch einmal in genau derselben Weise zu wiederholen. Es weiß ja Jeder, wie ganz unmöglich es ist, den genauen Wortlaut einer Rede festzustellen, namentlich bei solchen, die von einiger Wichtigkeit sind. Zuweilen handelt es sich um Leben und Tod eines Menschen, sehr häufig um Streitigkeiten über Mein und Dein in Bezug auf sehr große Summen, wobei die Entscheidung vielfach von dem genauen Wortlaut irgend einer mündlichen Abmachung abhängt. Aber auch abgesehen von solchen Fällen, welche nur wenige Privatpersonen angehen, werden oft wichtige Worte gesprochen, auf die alle Welt begierig lauscht, und gerade da werden nachher verschiedene, oft ihrem Sinne nach entgegengesetzte Worte berichtet.

Es ist ja natürlich, daß es so ist. Der Schall besteht aus Luftschwingungen, die nicht lange dauern. Beim Sprechen erschüttern wir durch die Bewegungen unseres Kehlkopfes und unserer Stimmränder zunächst die Luft, die in unserem Munde enthalten ist; diese Erschütterungen theilen sich der außen befindlichen Luft mit, breiten sich nach allen Seiten hin aus und gelangen, immer schwächer werdend, in das Ohr anderer Menschen. In einem Ohre schlägt die erschütterte Luft an das Trommelfell, wodurch auch dieses in eine hin und her zitternde Bewegung, in Schwingungen, versetzt wird; diese Schwingungen werden von anderen Organen aufgenommen und erzeugen zuletzt den Gehörnerben, der den Reiz zum Gehirn leitet, wo dann die Empfindung des Tones zu Stande kommt. So rasch, wie die Schwingungen der Luft vergehen, so schnell vergeht auch die durch sie hervorgerufene Empfindung; die Empfindung als etwas Dauerndes festzuhalten, haben die Menschen auch niemals versucht. Wohl aber versuchte man schon seit Langem, Dasjenige nachzuahmen, was die Empfindung hervorruft. Im vorigen Jahrhundert wurde mehrfach großer Scharfsinn und sehr viel Mühe und Fleiß darauf verwendet, Sprechmaschinen zu konstruieren, d. h. also Vorrichtungen, durch die man zusammenhängende Worte und Sätze hervorbringen konnte. Man gab ihnen wohl auch die Form eines Menschen, um die Nachahmung der menschlichen Stimmen vollkommener zu machen.

Derartige Konstruktionen gelten heute ganz allgemein als Spielereien ohne jeden wissenschaftlichen Werth. Zu jener Zeit aber war das anders. Man suchte das Leben selbst nachzuahmen und trug sich wohl mit der Hoffnung, das Wesen des Lebens enthalten zu können. Heute sind wir bescheidener geworden. Wenn wir dem Leben näher zu kommen versuchen, so untersuchen wir es nicht in seiner höchsten und einfachsten Form, beim Menschen, sondern die einfachsten Lebewesen sind es, deren eigenthümliche Bewegungen und Ernährungsweise wir dem Studium unterwerfen. Damals aber hoffte man, wie es scheint, die Beherrschung des menschlichen Geistes nach streng mechanischen Gesetzen erfassen und auf mechanischem Wege ein denkendes Wesen konstruieren zu können. So entstanden die berühmten Automaten, welche von der ganzen Welt angefaßt wurden, z. B. jene Klavierspielerin, ein Automat in Gestalt eines jungen Mädchens, das auf einem Stuhl vor dem Klavier saß und ihre Augen erst über das Publikum, dann über die Tasten hingelenkt ließ; sobald begann sie zu spielen und vollendete ein Stück in tadelloser Weise. War das geschah, so erhob sie sich von ihrem Stuhl, trat einige Schritte gegen das beifallstrophende Publikum vor, verneigte sich dankend und setzte auf ihrem Sitz zurück, um ein anderes Stück zu beginnen.

Alle solche Automaten enthalten gespannte Federn, welche aufgegeben werden müssen, um dann das komplizierte Nadelwerk in Bewegung zu setzen. Sind die Federn abgelaufen, so steht der Automat still; er kann keine eigene Thätigkeit ansetzen, wenn nicht eine entsprechende Menge von mechanischer Arbeit eben durch das Ausgehen der Federn geleistet und in ihn hineingetragen wird. Auch der lebendige Mensch kann die Arbeit, die er verrichtet, nicht ohne beständige Erneuerung der ausgegebenen Arbeitsenergie leisten; er muß beständig atmen und Nahrung zu sich nehmen, die im Verbaunungsprozeß für den Körper nutzbar gemacht wird. Bei

der chemischen Umwandlung der Stoffe entsteht so viel Wärme, daß sie den Körper zur Arbeitsleistung befähigt. Aber diese Erneuerung der Energie in der Form von Wärme ist doch etwas ganz Anderes, als das Zusammenpressen von elastischen Federn und die dabei geleistete Arbeit. Allerdings gilt auch für den lebenden Körper das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, und alle Lebensäußerungen sind nur möglich auf Kosten der zugeführten Energie. Aber die Erscheinungen des Bewußtseins und das Zustandekommen geistiger Thätigkeit sind ein unentdecktes Geheimniß, dessen Schleier durch mechanische Konstruktionen nicht gelüftet werden kann. Mit dem Vordringen dieser Erkenntniß sank allmählig das Interesse an automatischen Spielereien, mit denen ernsthaft Forscher sich heute nicht mehr beschäftigen.

War so das Problem der Nachahmung des Lebens, ja der unmittelbaren Schaffung des Lebens in weite, unerreichbare Ferne gerückt, so wurden die Aufgaben, welche die Erforschung der Natur darbot, mit um so größerem Eifer in Angriff genommen, und die Resultate der Forschung wurden im praktischen Leben nutzbar gemacht. Auf dem Gebiete der Töne suchte man nicht mehr durch sprechende Maschinen die äußere Erscheinung des Menschen nachzuahmen, sondern man bemühte sich vielmehr, die von lebhaftigen Menschen gesprochenen Worte festzuhalten und nach Belieben wiederholen zu lassen. Die älteste, schon im grauesten Alterthume angewandte Methode, die flüchtige Rede zu bannen, bestand in der Erfindung und Einführung der Schriftzeichen. Die Bilderschrift wurde zur Buchstabenchrift vervollkommenet, und in unseren Tagen giebt es Stenographen, die nach eigenthümlichen Schriftsystemen so schnell schreiben, daß sie den Worten der Redner zu folgen vermögen und so ihre Reden festhalten. Aber das ist doch nur ein schwacher und durchaus nicht immer sicher funktionirender Nothbehelf; was man erstrebte, war ein Apparat, der ohne jede Mühe die Worte des Sprechenden aufnimmt und beliebig oft wiederholt. Ein solcher Zauberapparat — als Zauberer seinen jählichen Willen ursprünglich schon vor 250 Jahren einem phantasiebegabten französischen Schriftsteller vor, der von seiner Begegnung mit den Bewohnern des Mondes erzählte. Von einem solchen erhielt er einen buchförmigen Kasten zum Geschenk, den er in folgender Weise beschrieb: „Als ich ihn öffnete, fand ich darin einen Metallgegenstand, den ichren ähnlich, und voll von kleinen Federn und kaum sichtbaren Maschinen. Es ist zwar ein Buch, aber ein Wunderbuch ohne Blätter und Schrift, kurz: ein Buch, bei welchem man zum Lesen und Lernen der Augen nicht bedarf; man braucht nur Ohren. Wünscht also Jemand zu lesen, so spannt er diese Maschine mit Hilfe einer Menge kleiner Seilen, dann versetzt er die Nadel nach dem Kapitel, welches er zu hören wünscht, und es klingen sofort, wie aus dem Munde eines Menschen oder aus einem Musikinstrumente, alle die verschiedenen Laute heraus, welche bei den Mondbewohnern als Sprache dienen.“

Der Leser jenes Schriftstellers mußte der Apparat ebenso phantastisch erscheinen, wie die ganze Begegnung mit den Mondbewohnern; sie konnten nicht ahnen, daß ihre späten Enkel solche Zauberbücher wirklich herstellen würden. Aber was ist der geschilderte Kasten denn anders, als ein Phonograph, ein Instrument, aus welchem die verschiedenen Laute herausdringen, gleich wie aus dem Munde eines Menschen oder aus einem Musikinstrumente.

So wunderbar und überraschend der Phonograph in seiner Wirksamkeit ist, so überaus einfach sind die Grundsätze, auf denen er aufgebaut ist. Ein Trichter, gleichsam eine Ohrmuschel, nimmt die Luftschwingungen auf, welche beim Sprechen oder Singen oder beim Klange der Musik erzeugt werden. Der Trichter wird am unteren Ende durch eine elastische Haut abgeschlossen, die dem Trommelfell unseres Ohres entspricht; wie dieses durch die anprallende Luft in Schwingungen versetzt wird, so auch die elastische Haut, und so empfindlich ist diese kleine Haut, daß sie allen Verschiedenheiten der

Töne genau folgt. Ist die Stimme laut, so macht die Membran stärkere Schwingungen, ist sie hoch, so schwingt sie schneller, als bei einer tiefen Stimme. Nun aber gilt es noch, all' die unendlichen Verschiedenheiten der Töne festzuhalten und wiederum als Töne zu reproduzieren. Zu diesem Zwecke ist an der Membran ein scharfer, spitzer Stift befestigt, der alle Bewegungen der Membran mitmachen muß; hierbei schlägt er beständig gegen ein Blättchen, das mechanisch an ihm vorbeigeführt wird. Anfangs machte man dasselbe aus Zinn, wie es als Stanniol zum Einpacken verwendet wird; es wird um eine drehbare Walze gewickelt, die sich beim Drehen zugleich vorwärts bewegt, weil in die Drehungsachse ein Schraubengewinde eingeschritten ist, das sich in eine feststehende Schraubenmutter hineindreht. Da das Zinnblättchen seine Eindrücke nicht bleibend behielt, sondern nach öfterem Gebrauche sich abnutzte, ist es durch eine sehr haltbare Mischung aus Wachs und Seife mit Beimengungen ersetzt, auf welcher die Zeichen, welche die Schmelze des Stiftes einschneidet, wie eingemeißelt erscheinen. Diese Wachsrollen können aufgehoben werden und die Töne, durch deren Schwingungen die Zeichenschrift auf ihnen eingegraben ist, jederzeit wieder von Neuem erklingen lassen. Dazu braucht man nur die Walze wieder an den Ausgangspunkt der Drehung zu bringen, den unterdessen zurückgelegten Stift an den Anfang der eigenthümlichen, aus Vertiefungen bestehenden Schrift bringen und die Walze in Drehung versetzen. Der Stift folgt dann ganz genau allen Vertiefungen, die er vorher selbst gegraben, gerührt dadurch in genau dieselben Schwingungen, wie beim Schreiben, und überträgt sein Zittern auf die Membran, an der er sitzt. Dadurch geräth auch diese wieder in die Schwingungen, die sie vorher vollführte, und setzt die Luft im Trichter in Bewegung, so daß aus diesem dieselben Luftwellen entgegenströmen, dieselben Töne in genau derselben Reihenfolge und mit allen feinsten Modulationen entgegenhallen, wie wir sie früher hineingepreßt und jetzt wieder durch irgend ein Instrument hineingegeben haben.

Natürlich ist die Ausführung, die wir hier beschrieben, nicht die einzige geblieben; neben dieser von Edison angegebenen sind noch eine Reihe anderer ausgeführt und haben sich auf dem Markte erhalten. Aber das Prinzip ist bei Allen dasselbe. Erwähnenswerth ist eine Konstruktion von Berliner, das sogenannte Grammophon; hierbei ist die Wachsrolle auf einer ebenen Zinnplatte aufgetragen, und nachdem der Stift sein Werk beendet, werden von der Aufnahmeplatte auf galvanoplastischem Wege beliebig viele Vervielfältigungen hergestellt; eine solche Nachbildung ist beim Phonographen in seiner gegenwärtigen Ausführung nicht möglich. Aber gerade hierin liegt ein wesentlicher Vorzug des Grammophons, weil dieselbe Rede in vielen Hunderten von Exemplaren festgehalten werden kann.

Praktische Bedeutung haben indessen alle diese Apparate nicht erlangt; dem praktischen Bedürfnis genügt vorläufig noch immer das Festhalten der Worte und Gedanken durch die gewöhnliche oder allenfalls stenographische Schrift, wobei auf jede kleine Modulation im Ausdruck kein besonderer Werth gelegt wird. Die Wissenschaft dagegen, zum Beispiel die Erforschung von Sprachen, die dem Untergange anheimfallen, wird von dem Phonographen sicherlich noch den allergrößten Nutzen ziehen. Für die Praxis indessen ist das Bedürfnis nach Wiederholung des Gesprochenen, wie gesagt, nicht so dringend; hier machte sich vielmehr der Wunsch geltend, die Worte und Gedanken so rasch wie möglich in große Entfernungen dringen zu lassen. Die Erfindung der Eisenbahnen, der Verkehr auf den Dampfschiffen brachte zwar die Menschen räumlich einander sehr viel näher, als es vordem der Fall gewesen. Aber gerade dadurch wuchs nur um so mehr das Bedürfnis nach noch schnellerem Verkehr. Der Telegraph wurde erfunden und leistete das denkbar Vollkommenste in Bezug auf die Schnelligkeit, mit welcher die Gedanken von einem Ende der Welt zum anderen getragen werden. Aber er kam



Adolph Barnoin: Radi! Frische Radi!

doch nur dem unständlichen schriftlichen Verkehr dienen, noch fehlte die Möglichkeit, mit dem lebendigen Wort in große Entfernungen zu dringen, in lebhafter, unmittelbarer und darum eindringlicher Rede und Gegenrede die Gedanken auszutauschen. Hier bot sich eine Aufgabe dar, deren glückliche Lösung sofort von der allergrößten praktischen Bedeutung werden mußte.

Die Versuche, die Kraft der menschlichen Rede so weit zu verstärken, daß sie in größere Entfernungen dringt, sind schon ziemlich alt. Bereits in der zweiten

Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Sprachrohr erfunden, eine Blechröhre in der Form eines Kegels, in dessen kleinere Öffnung der Sprechende hineinspricht, während die weitere einer entfernt stehenden Person zugewendet ist. Solche Sprachrohre wurden namentlich im Schiffsverkehr gebraucht; hierfür wurden Sprachrohre von $5\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ Meter Länge gebaut, und durch solch' Rohr soll es für eine starke Stimme möglich sein, sich bis auf eine Entfernung von dreiviertel Meilen vernehmlich zu machen. Die größere Luftmasse, welche

hier in Schwingungen geräth, bedingt diese Verstärkung.

So wesentliche Dienste das Sprachrohr auch leistet — auch verschiedene Räume desselben Hauses, verschiedene Stockwerke zum Beispiel werden häufig durch ein Sprachrohr verbunden —, so bildet es doch nur einen schwachen Nothbehelf, und namentlich angesichts des sich ständig steigenden telegraphischen Verkehrs machte sich das Bedürfnis nach regerem mündlichen Verkehr immer mehr geltend. Wie auf dem Gebiete des in die Ferne Schreibens, der Tele-

graphie, brachte auch hier die Elektrizität die Lösung. Schon im Jahre 1861, also vor 40 Jahren, wurde in Frankfurt a. M. von Reiss ein Apparat konstruiert, durch welchen Unterbrechungen des elektrischen Stromes nach dem Rhythmus der Schallwellen stattfanden; die Stromleitung führte in der Ferne um einen Eisenstab, der bei diesen fortgesetzten Unterbrechungen andauernd magnetisiert und entmagnetisiert wurde und dabei den entsprechenden Ton seinerseits hören ließ. Diesen durch einen Resonanzkasten etwas verstärkten Ton konnte man deutlich hören, wodurch also eine recht gute Uebertragung der Stimme in die Ferne erreicht war.

Man hätte meinen sollen, daß dieser Apparat, der in verbesserter Ausführung 1863 vielen Physikern in Frankfurt vorgeführt wurde, und durch welchen Melodien recht schön wiedergegeben wurden, einen Sturm der Begeisterung entfachte und zur Nachahmung anspornte. Aber nichts von alledem geschah; Erfindungen brauchen eben eine vorbereitete Zeit, um wirksam zu werden. Noch behüte sich die Telegraphie zu mächtig aus — das Problem des transatlantischen Kabels war noch nicht erledigt —, um schon zu viel Kräfte an die verbesserte Ausführung des Fernsprechens abgeben zu können. Aber fünfzehn Jahre später wurde in Amerika ein Fernsprecher oder Telephon erfunden, der zwar auch noch nicht sehr vollkommen war, aber einem verstärkten Bedürfnis entgegenkam und daher sofort in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregte. Bei diesem, in seinen Grundzügen heute noch, wenigstens theilweise, gebrauchten Apparat wird gegen eine Platte gesprochen, die dadurch vor einem Magneten in Schwingungen geräth. Hierdurch wird nun der Magnet ein wenig beeinflusst, er wird nach dem Rhythmus dieser Schwingungen abwechselnd stärker und schwächer und erregt dem entsprechende Stromschwankungen in einer um ihn herum geführten elektrischen Stromleitung. Diese Stromschwankungen pflanzen sich in der Leitung fast augenblicklich auf beliebig weite Entfernungen fort, so daß sie auch an einer sehr weit entfernten Stelle deutlich wahrnehmbar sind. Zwar haben wir in Amerika großen Stimmorganen kein Mittel, sie unmittelbar zu erkennen; führen wir die Leitung aber um einen Magneten, so wird derselbe im Rhythmus dieser Schwingungen die Stärke seines Magnetismus ändern und eine vor ihm befindliche Platte von Eisenblech bald stärker, bald schwächer anziehen, so daß sie also in Schwingungen derselben Art geräth, wie die an der ersten Station beim Sprechen er-

zeugten waren. Diese Schwingungen theilen sich der Luft mit, erreichen unser Ohr, und wir vernehmen so ganz unmittelbar, wenn auch erheblich abgeschwächt, die Stimme Desjenigen, der in einer Entfernung von einigen Meilen zu uns spricht.

Dem ersten, in seiner Wirkung noch etwas unvollkommenen Apparat folgte sehr bald eine große Reihe von Abänderungen und Verbesserungen; sie führten schon binnen Jahresfrist zur Konstruktion eines Apparates, der die Stimme viel deutlicher und auf weitere Entfernungen widergiebt, als das Telephon, nämlich das Mikrophon. Auch hier handelt es sich um die Verwandlung von Schwingungen in Stromschwankungen, die fortgeleitet und in einem Telephon wieder in Schwingungen zurückverwandelt werden. Die Entstehung der Stromschwankungen ist hier aber eine ganz andere. Während beim Telephon ein elektrischer Strom zunächst nicht existirt, sondern durch die Schwingungen und den dadurch veränderten Zustand des Magneten erst erzeugt wird, wird beim Mikrophon der elektrische Strom von einer kräftigen Batterie geliefert. In den Stromkreis sind hinter der Platte, gegen die man spricht, mehrere nicht ganz fest mit einander verbundene Kohlenstäbchen eingeschaltet. Diese ändern bei den fortgesetzten Schallschwingungen, die gegen sie treffen, beständig, wenn auch nur wenig, die Festigkeit ihres Zusammenhalts und ihren Widerstand. Dadurch aber entstehen ebenfalls Stromschwankungen, und zwar bedeutend stärkere, als beim Telephon; die Leitung führt, wie vorher, zu einem Telephon, das als Hörapparat benutzt wird.

Das Mikrophon als Sender (Sprechapparat) verbunden mit dem Telephon als Empfänger (Hörapparat) ist das Instrument geworden, welches als Fernsprecher, mit immerwährenden Verbesserungen versehen, einen raschen Siegeslauf durch die ganze Welt angetreten hat und im modernen Verkehrsleben eine so überaus wichtige Rolle spielt.

Die weitere Entwicklung des Fernsprechers, oder mit anderen Worten: die Ausbildung unseres Ohres geht in doppelter Richtung vor sich. Einmal sind die Bemühungen der Forscher darauf gerichtet, ebenso wie bei der Telegraphie die langen Drahtleitungen entbehrlich zu machen, also eine drahtlose Telephonie zu ermöglichen. In zweiter Linie richtet sich das Streben dahin, die gesprochenen Worte gleichzeitig zu fixiren oder fest zu halten, damit der Schall, der zwar meilenweit fortgeleitet ist, sich hier nicht in die Lüste zerstreut, sondern ähnlich, wie es beim Phonographen geschieht, lange Zeit hindurch festgehalten und aufbewahrt werden kann. In der That wäre das eine

Besserung vom höchsten praktischen Werthe. Beim Telephon ist man immer noch an die Anwesenheit des Angerufenen gebunden; es besteht keine Möglichkeit, ihm eine Mittheilung zu hinterlassen, die er unmittelbar beim Nachhausekommen vorfindet muß.

In beiden Richtungen sind bereits verheißungsvolle Anfänge gemacht; in der ersten durch Benutzung der sprechenden Flamme, in der anderen durch einen geistvollen Apparat des Ingenieurs Poulsen, doch hat sich das praktische Bedürfnis noch nicht als so stark erwiesen, um eine allgemeinere Einführung dieser neuen Erfindungen zu erzwingen.

Aber auch bei dem gegenwärtigen Zustande der Entwicklung ist unser Sprach- und Hörorgan in fast zauberhafter Weise erweitert. Unsere natürliche Stimme bringt nur wenige Hundert Meter weit; aber wir treten an unseren Apparat und unterhalten uns ohne besonderen Kraftaufwand der Zungen in bequemster Weise mit einem Freunde, der nicht einige Hundert Meter, sondern einige Hundert Kilometer von uns entfernt ist. Oder wir nehmen unseren Apparat an das Ohr und hören die wunderpöhlste Musik, welche in weiter Ferne einem entzückten Publikum vorgetragen wird. Freilich steht dieser Genuß bisher nur den Bevorzugten der Erde zu; aber gerade die wissenschaftliche und technische Entwicklung wird ihr redliches Theil zur Befreiung der Vorrechte beitragen und die Genüsse der höheren Kultur allen Menschen zugänglich machen.

Dem modernen Menschen erscheint die ungemessene Erweiterung unserer Stimme, das Festhalten unserer Worte und ihr beliebiges Wiederholen nicht wunderbar; wir benutzen die bezüglichlichen Einrichtungen so häufig, daß uns das Merkwürdige daran gar nicht mehr auffällt. Auch haben wir uns über den natürlichen Zusammenhang der Erscheinungen, wenigstens über die Grundlagen derselben, einigermaßen unterrichtet, so daß wir zu wissen oder doch zu ahnen glauben, in welcher Weise die erstaunlichen Resultate erreicht werden. Eigentlich sollte unsere Bewunderung dadurch nur wachsen. Aber die meisten Menschen bewundern nur das Seltsame, und seltsam erscheint ihnen nur das Ungewohnte und Seltene. Daher laufen sie jedem Lachenspieler nach und lassen sich staunend spiritistische Kunststücke mit Geistererscheinungen und dazu gehörigen Wundern vormachen, während sie an den wirklichen Wundern, die unser Zeitalter in so reicher Fülle bietet, achtlos vorbeigehen. Vor solcher Gedankenlosigkeit soll ein gesunder Sinn sich hüten.

D' Unzin von Nöhham.

Kurberichte von Lina Leidl.

Da geht — hast es schon gehört? Der Kaufhändler ist so schlief! sagt der Hinterbucker-Michl zum Horabinger-Jackl, wie sie miteinander von der Kirche hingsuchen. „Alle Täg hat er das Sterben im Sinn.“

„Wär' mit uns, das erst Wört! — Geh, dies kann ja doch jüder gar nit sein! — Ist am vergangenem Samstag noch so schauerndel gewesen, beim Kirch z' Rattenbach im Waldschel!“

„Na — wenn ich Dir's einmal sag! Mir hat's die Kaufhändlerin selber erzählt, vorgelesen, wußt meinet ich auch, ich konnt's gar nit glauben.“

„Aber sa, aber sa! Daß es sein darf, ebb's jüdisch! Was fehlt ihm denn eigentlich?“

„Ja mein — wir Schwäb's weiß man ertra nit! D' Sangerzünzler hat er, hat der jung Doktor von Uppenfelden gesagt. Aber — daß hast ich des nit glaub', was die Doktor jagen! Dajsch jeha gleich gar nit, was die Jungen Alles behaupten. — Der alt' Doktor von Einbach, ja, für den hast noch Respekt haben können! Der hat meinetichs noch jüdische ganze Gläser voll Weinchen verschluckt, daß es der Küche ob gelhan hat. — Aber mit den Jungen ist's nit mehr, das behaupt ich noch a mal! Da jüdisch's da hinein in die Stuben, reißn das Fenster auf und jüdisch's hohel. Da ist es ja zum Erschrecken hier! Laßt

doch wenigstens frische Luft herein! — Als wie wenn unserins nit eh' frische Luft genug hätt', wannst den ganzen Tag auf 'm Felde draußen steht beim Rippbreiten! — Nasse Umschlag' sollst machen — a Jübbad sollst nehmen — den ganzen Körper sollst Dir mit eiskaltem Wasser abwaschen — und lauter jüdische Schmitz haben's! — Nit knapper Roth, daß sie Dir noch ein kleintöniges Pulverl geben zum Einnehmen. Wenn die G'sicht a so dahin geht, nachher hört sich überhaupt die ganz Einnehmeri noch auf!“

„Recht hast, Hinterbucker — vollkommen Recht! Wenn ich Kaufhändler wär', ich packt zusammen mit die Doktor und schickel ein verlässliches Lent zu der Unzin z' Nöhham hin. Da wüßel's nachher der Kaufhändler gleich, wie er dran wär', und die Kaufhändlerin thät sich auch gleich wenden, ich steh' Dir gut tsür! — Dies ist Dir sein ein Lent, ein geschel' z', derer können alle Doktor vom ganzen Landgericht und noch weit drüber nans das Wasser nit reichen!“

„Hei jo! — Hast auch wieder Recht! Dies muß ich dem Kaufhändler gleich zu wissen machen, wann ich ihn heimisch' heut' Nachmittag!“

Eschen am nächsten Tage, dem nemten seit der Erkrankung des Kaufhändlers, in aller Frühe ist heßer Mitterdirt, die Zeug, auf dem Wege nach

Nöhham, um dortselbst bei der Unzin Rath und Hilfe für ihren kranken Dienstherrn einzuholen.

Es sollte mich wirklich wundern, wenn die verehrlichen Leser noch nichts von der Unzin z' Nöhham gehört haben sollten, ist sie doch weit und breit berühmt und erfrent sich ob ihrer Geschicklichkeit eines Zuspruches von Kranken, um welchen sie mancher Doktor beneiden könnte.

So berühmt wie der Schärer Ast ist sie nun allerdings nicht, aber das mag wohl daher kommen, weil sie nicht wie dieser ihr Donitzil in der Nähe einer Weltstadt aufgeschlagen hat. Würde sie nicht so tief brunten in Niederbayern, noch dazu in einer solch' verkehrtsabgelegenen, weltverlassenen Gegend in einer solch' alten, verfallenen Hütte hausen, ohne Zweifel würde dann auch die „Unzin“ „besseres“ Publikum zu ihren Kunden zählen.

Alt und verfallen wie ihre Heimstätte ist die Wunderdoktorin auch selbst. Wenn sie am offenen Herdfeuer, in einem brodelnden Topfe rührend, steht, die grauen, wirren Haarstränge unter dem verschliffenen, fettspiegelnden Kopftuche hervorhängend, die Gabichtsnase mit einer großen Hornbrille beziert — da glaubt man eine leibhaftige Hexe vor sich zu haben. Deshalb ist es auch der Kaufhändler Mitterdirt gewiß nicht zu verdenken, wenn sie etwas zaghaft die niedere, verräucherte Stube der „Unzin“

betrifft und bellommenen Gesichtes auf die beiden großen, schwarzen Katzen hinschaut, die, aus alten Tuchlappen geschnitten, mit leuchtenden Vogelbeeren als Augen zu beiden Seiten des kleinen, blinden Spiegels festgenagelt sind.

Frei die Rede verschlägt's der sonst so herzhaften Dirn, als sie den durchdringenden Blick der Alten auf sich fühlt, und mit zitternden Händen präsentiert sie derselben eine alte „Kracherl“-Flasche, die sie erst aus dem „Körberl“ hervorholt und von dem großen, schiedigen Sacktüchlein befreit hatte, worin sie fürsorglich gewickelt war.

Daß der gegenwärtige Inhalt der Flasche nimmer aus „Zitronenlimonade“ besteht, wenigleich die strohgelbe Färbung der Flüssigkeit mit jener übereinstimmt, brauchen wir wohl nicht erst anzudeuten.

Prüfend hält die „Unzin“ das Ueberreichste gegen die fast undurchsichtige Fensterscheibe.

„Dies ist ein kleines Kind, das krank ist, gelt?“
 „A Klein's Kind? — Gar kein Schein! Mein Dienstbauer, der Rauschöder ist krank?“ giebt die Benz Anskunft.

„Hei jo! — Freilich! Iah seh' ich's erst! — Mhm! — Na — recht weit, mein ich, fehl's nit dabei. — Das Gliederreißen hat er gelt, und zwiiden thut's ihn a bißl? — Aber das Essen schmeckt ihm recht, gelt ja? — Dies werden wir gleich haben, zwegen dem halber brauch' er sich nit eigens in's Bett zu legen.“

„Ja — a — a, aber der Bauer ist ja eh' schon acht Tag lang Negerhaftig* und hat die ganze Zeit her nit zu sich genommen, als wie hie und da ein Köffel voll sanere Milch oder ein Maul voll Zwetfchengenbrüh. Kein bißl kein Appetit hat er nit!“

„So, so — hm, hm! Iaha wohl! — —“
 Längere Pause.

„Recht hast Dirn, freilich hast Recht! Gnebder** a so iß's, wieß sagst, gnebder a so — iah seh' ich's erst! — Hat er sonst auch noch über was a Klag, Dein Bauer?“

„O, mein Gott Herr! Fehlen thut's hint und vorn! Den ganzen Tag hat er z'jammern und z'adzenen***. Aber auf d' Nacht, da iß's erst noch am allerlestern. Da steigen ihm die Fiaberhiken in 'n Kopf, da wird er nachher allemal ganz auseinander und bringt lauter daniische Sachen daher.“

„Auseinander wird er? — Soa? — Wär' nit bitter! — Ja, da fehl's freilich schon hißlich weit dabet. Na ja — da hat man's ja schon auch: Der hat den „Kopfwurm!“

„Jest — Christi — Kreuz! — Giebt's da doch noch a Hilf dafür?“

„Wär' schon sch'n, wenn d' Unzin' nit für den Kopfwurm helfen könnt! — Unserem kommen schon noch ganz andere Sachen unter. So — iah wart'st ein kleines Deril,† nachher thu' ich Dir die Sach' explizieren!“

Mit offenstehendem Munde sieht die Rauschöder Benz dem geheimnißvollen Balken der Wunderdokterin zu.

Nach Verlauf von einer Viertelstunde überreicht diese ihr ein kleines, irdenes Tiegeltchen mit brauner Salbe und ein großes Glas voll schmutzig grauer, selbstgebrauter Flüssigkeit.

„So, dies tragst iah Dein'm Bauern heim und sagst dazu: Ein recht ein schön Gruaß von mir, er soll sich nur nit aufhalten, er wird schon wieder. Mit dem Einnehmen da soll er gleich aufangen, sobald wießt heimkommt, alle Viertelstund' einen guten Köffel voll. Aber mit der Salben, da soll er noch warten bis auf d' Nacht. Wann der Mout'schein im Aufgeh'n ist, nat soll er sich den Kopf dreimal kreuzweis einschmieren und soll nachher auf drauf sieben Vaterunser und drei Benediktus beten. Kannst Du Dir dies Alles auswendig merken?“

„Wär' schon recht, wann ich mir dies nimmer merken könnt! Ich werd' allesamt ganz richtig ansichten. — Da — ein Zweimarkstück hinhaltend — dies hat mir der Bauer mit'geben für Eufern Rath!“

„Ja, was meint's denn Ihr? Dies wißt's ja eh', daß ich nit verlang' dafür!“ wehrt die Heil-

* liegerhaftig = bettlägerig. ** Gnebder = genau. *** adzenen = ädzen. † Deril = Weite.

künstlerin mit der einen Hand entrißet ab, während sie mit gierig funkelnden Augen die andere nach dem Gelblich ansstreckt.

Das ist wahr gewesen. „Verlangt“ hat sie nichts, die Unzin, für ihre hilfreichen Rathschläge und Medikamente, so schlaun war sie schon, daß sie wußte, daß sie dann Steuer hätt' zahlen müssen. Aber wenn ihr die Leute aus „gutem Willen“ etwas gaben, da hat ihr kein Teufel was machen können.

Woll sieberhafter Ungeduld wird die Benz am Rauschöderhof zurück erwartet. Mit gläubigem Staunen lauscht man ihrem wortgetreuen Berichte, und bei Anwendung der Heilmittel ist man auf's Mengstüchste bemüht, ja nicht gegen die Verordnung zu verstoßen!

Nach Mitternacht stellt sich bei dem Patienten reichlicher Schweiß ein, — die vom Arzte schon am siebenten Tage erwartete Krisis ist nun endlich eingetreten, und — „d'Unzin von Nöham“ hat wieder einen begeisterten Anhänger ihrer Heilkunst mehr.

„Ich mücht' nur grad' wissen, was der Fraß hat heut', daß er gar kein Ruh' nit gibt! Eine geschlagene Stund' steh' ich iah schon da dabei und grad' schreien thut er, der Wammerling, als wie wenn er am Messer stecken thut!“

Damit giebt die Bachseppin der Wiege auf's Neue einen Stoß und hutscht, daß der schreiende Säugling bald auf der einen, bald auf der anderen Seite herausfallen möchte.

Garnicht kann die Mutter sich's erklären, warum das Kind so „strettig“ ist. — Trocken gelegt hat sie es, einen frischen „Beizel“ hat sie ihm „eingebissen“, und vor einer halben Stunde hat das Kind erst einen ganzen Teller voll Mehlbrei gegessen — also kann es auch nicht hungern. Daß der Brei so fest gewesen ist, wie ein „Wegstein“, das hat nicht so viel ausgemacht, dafür hat sich kein das Kind die Zunge nimmer verbrannt. So ein „Musaerl“, dies soll halt allemal gleich gegessen werden, sobald es fertig ist, da wär's noch schön kind. Wenn es länger steht, wird es natürlich kalt und fest. Aber das kann man halt auch nit schmecken, daß das Kind akkurat immer da schläft, wenn das Essen fertig ist. Und aufwachen kann man's auch nit extra zwegen dem. Und naus schweiß'n kann man das gute Sach' erst recht nit und allemal was Frisches kochen!“

Die Unmenge Fliegen, die den großen, süßen Schnuller und das klebrige Gesichtchen des armen Würmchens belagerten, konnten auch nicht schuld an dem jämmerlichen Geschrei desselben sein; die war das Kind schon gewöhnt. Und heut' waren es garnicht einmal so viel, weil die Kuchstallthür zu war; wenn diese offen stand, dann sah man vom Kinde überhaupt nichts mehr vor lauter Fliegen.

„Verkälet“ kann sich das Kind auch unmöglich haben, weil die Wiege den ganzen Tag nicht vom eingehetzten Ofen wegkommt; zudem hat die Mutter das Deckbett „niedergebunden“, damit es sich nicht „abstrampeln“ kann.

Ja, ganz was Anderes wäre es, wenn die Bachseppin in der Stube ein Fenster aufmachen, oder wenn sie das Kind in die kalte Luft hinaus tragen thät. Oder wenn sie es gar so machen thät wie die Frau Lehrerin und thät das Kind haben oder die Kindeswätsche in's Freie zum Trocknen hängen. Denn das weiß die Bachseppin nur zu gut, daß jeder Wind, der in die Kindeswätsche hineinbläst, wieder beim Kind selber hinaus muß.

Also — sie kann sich's, wie gesagt, garnicht denken, und wenn sie drei Tag drüber nachsinnieren thät.

„Was fehlt dem Dein'm Kaverl, daß er gar so bitterlich schreit?“ fragt die „Beitlwagnerin“ durch's verschlossene Fenster.

„Ja, dies wann ich wüßet, nachher wär' ich selber froh!“ Und wieder steigt die Wiege hin und her.

„Wann ich Du wär, Bachseppin, ich schicket zu der „Unzin“. Wer weiß, was dies Kind für ein Anliegen hat,“ rüth die Nachbarin.

„Ja, dies hab' ich eh' schon im Sinn g'habt.“

„Na freilich, schau' nur grad' gleich, daß sie Dir z'Hilf kommt! Was solches darf man nit z'lang anstehen lassen. Auf d'Leht hat dein Kaverl gar die schreiende Froas* und wann aus berer die, stabe' oder die stredend' oder gar die drudend' d'raus wird, nachher sißt's dem Kind das „Herz“ ab.“

„Mei Kabe Frau im Himml droben! — Dies wär' weiteres kein Schrecken! — Ist schon gar ein so ein handsames G'schöpfel, mein Kaverl!“

„Hast Recht! Aber zwegen dem halber brauchst Du kein schweres Herz zu machen. D' Unzin' bringt's schon wieder fireinander. — Schau, wie ist denn derselun g'wesen, wie mein Girgl noch klein gewesen ist! Der hat Tag und Nacht kein Ruh' nit geben, und der Vater und der Doktor haben's nit kennt, daß dem Kind d' Zung' gehastet** gewesen ist. Wie ihm's nachher d' Unzin' gelöst' hat g'habt, da hab' ich von dort an das braveste Kind g'habt.“ —

Der Beitlwagnerin Befürchtung sollte sich leider bestätigen. Unter bedenklichem Stirnrüzeln erklärte die Unzin den Zustand des Kindes für höchst gefährlich, da es, den Angaben nach zu schließen, unzweifelhaft die „Fraisen“ habe. Welche es aber gewesen ist, das hätte sie beim besten Willen nicht sagen können, weil sie das Kind nicht selber gesehen hat.

„Da, den Froasbriaf,“ hat sie gesagt, „den legt's dem kranken Kind unter die Kopfhaupten! Da stehen alle 99 Froasen, die's auf der ganzen Welt giebt, als gedruckt droben, — da muß die richtige darunter sein und helfen thuat er ganz gewiß, wann's nit schon zu spät ist.“

Und zum Glück war es noch nicht zu spät. Bis man mit dem Fraisenbriaf zur Stelle kam, hatten sich mittlerweile die Verdauungsbeschwerden des Kindes gehoben, es schlief, kaum daß man den Wunderbriaf unter dessen Kopftüffen geschoben hatte, ermattet vom vielen Schreien ein.

Der Fraisenbriaf resp. die „Unzin“ hatte geholfen.

Von da ab hatte diese an der Bachseppinfamilie eine dankbare Kundschafft.

Wie das Kind so ungefähr ein halbes Jahr alt war, bekam es die „Herzsperrre“*** die „Unterwachs“ und zu allem Ueberflusse auch die „abgesetzten Glieder“†.

Selbstverständlich mußte nun wieder die „Unzin“ helfend beispriegen.

„So, dies Zettel legt's dem kranken Kind in d' „Herzgrub'n“ ein und laßt's es liegen derweil, bis es wieder g'sund ist. Das Kind selber dürft's iah kein Schritt nimmer auf d' Füßl stellen und wann's in Bettel drin liegt, nachher muß es alleweil auf dem Rücken liegen, ja nicht auf der Seiten! Dabei müßt Ihr selber dreizehn Wochen lang alle Tag in der Frühl und auf d' Nacht drei Vaterunser und „Gegrüßt seist Du“ beten, zu Ehren der heiligen drei König. Daß Ihr mir aber ja befeib' nit in den Zettel einischaut, sonst steh' ich für Nichts guat!“

Nun, wenn die „Unzin“ lauter so vernünftige Rathschläge ertheilte, wie den, daß das glieder-schwache Kind nun eine geraume Zeit lang nimmer auf die Füße gestellt werden dürfe, dann war ihr Rath wirklich nicht unbegründet! In dieser Beziehung wurde von Seiten der das Kleine beaufsichtigenden Geschwister bisher viel gelübdigt.

Wenn aber die Genesung des Kindes sich trotz der gewissenhaft erfüllten Anordnungen auf die lange Bank zog, so muß dieses, ich muß es gestehen, mir, respektive meiner Neugierde, auf das Sterbholz geschrieben werden.

Denn bei gelegentlicher Abwesenheit der Bachseppin konnte ich der Versuchung nicht mehr länger widerstehen, genaue Einsicht in den heilkräftigen Wunderzettel zu nehmen.

* Froas = Fraisen, Krämpfe. ** Zunge hassen = irrthümlicher Glaube, daß jedes neugeborene Kind ein zu kurzes Zungenbändchen habe und dasselbe „gelöst“, d. h. durchschneiden werden müsse. *** Herzsperrre = eine oris-übliche Bezeichnung für ein ungewöhnlich hervorstehendes Brustbein. † Unterwachs = abgesetzte Glieder = englische Krankheit.

Herzsperr, ich b'schwör' di! Herzsperr, ich bau' di!
 O du verdamnte Unterwachs, mach' dich schnell auf
 deine Gäß!
 Abgefezte Glieder — kommt's niemals wieder!
 Kajpar † Melchior † und Balthasar †
 Kahl's Kind erleben viele Jahr!
 † † †

So die Hieroglyphen, die ich nach vieler Mühe
 entziffern konnte. Ja, das sah ich ein, gegen solch'
 mächtige Kunst mußte man sich in Demuth beugen!
 Der Bachsepp selber war auch einmal eine schöne
 Zeit lang „impflich“. Dem ist was „in's Kreuz
 geschossen“ und das hat sich die ewigst Läng' immer
 verzogen. Statt besser ist es alleweil ünger worden
 mit dem „Wethun“, und auf d' Lezt, da hat er
 schier gar nimmer zu „halschen“ gewußt, trotzdem
 er die halbe Apotheke „ausgefressen“ und sich ein
 „Senfpflaster“ nach dem anderen übergelegt hat.
 „Schröpfen“ hat er sich lassen, „Blutegel“ sind ihm
 gesetzt worden, „Bainepfeller“, „Kampfergeist“ und
 „Opobaldol“ hat er „maßweil“ verstrichen — Alles
 ist für die Kaß gewesen.

Bis es ihm endlich „d' Unzin“ ausdentischt hat,
 daß ihm Blut und Gall' ineinandergereimt ist und
 daß er sich dagegen in der „Stornröhre“* auf der
 „Gistader“** lassen soll.

Dies ist aber sogar dem Bader, der die Weis-
 heit gewiß auch nicht mit dem Köffel gefressen hat,
 zu dumm gewesen. Der hat sich aber seine Sach'
 grad' denken dürfen. Das Sagen wär' nicht rathsam
 gewesen, sonst wären ihm die hiezig Piemig aus-
 kommen, die er für's Aderlassen allemal getrieht
 hat. Und er ist eh' so ein armer Teufel gewesen,
 der ein jedes Fünferl anschauen hat müssen. Er
 wär' zu Lob froh gewesen, wenn er nur den dritten
 Theil von dem Geschäft gehabt hätte, das „d' Unzin“
 gehabt hat. Das hat er aber nicht ertrathen können,
 der Bader, daß er, währenddem der Bachsepp sein
 Fuß im Schaffel voll Wasser* drin gehabt hat, in
 der Stuben auf und ab gangen ist und dabei den
 Kopf beutelt*** hat.

Und dies ist dem Bachsepp ganz anpassend ge-
 wesen, denn er hat sein Sackknäppel in sein
 „Blutwasser“ einmischen können, ohne daß der
 Bader was „gepaunt“† hat davon.

Dies Sackknäppel aber, dies hat der Bachsepp,
 bevor die „Gistader“ wieder zugeheilt gewesen ist,
 im Nachbarn seinem Garten um zwölf Uhr Nachts
 eingegraben und hat dabei das G'fchl vom Rosen-
 franz: „Der für uns Blut geschwischt hat“ beten
 müssen. „Dies muß aber gnedder eine solchene

* Stornröhre — im Herbst, zur Zeit, wenn die ersten,
 röhlich angehauchten Stämme des Winterdorns hervor-
 treten. ** Gistader — eine kleine Ader am rechten Fuß,
 angeblich zwischen der vierten und fünften Zehe. Das
 Fußabdrücken ist heutzutage noch herkömmlich unter dem
 Landvolke verbreitet und ist dies schon eine alte Sitte.
 *** Beim „Gistaderlassen“ respective Fußabdrücken muß der
 Fuß in lauwarmes Wasser getaucht werden. † gepaunt
 = geschüttelt. ‡ gepaunt = gemischt.

Nacht sein, wo der Mondschlein „Blutgroth“ aufgeht“,
 hat d' Unzin noch anbefohlen.

Natürlich hat der Bachsepp Alles auf's Sorg-
 fältigste ausgeführt, und wie er grad' im Nachbarn
 sein Garten d'rin intern Birnbäum das Loch fertig
 g'habt hat und hat das „blutige Sackknäppel“ schön
 einlegen und das Bejen anfangen wollen, da —
 „Höllsackra!“ — Hab' ich dich iakt, du Galgen-
 lader, du elendiges du! — Faß — B — B — Thras
 — such's!“ ist's daher gekommen. Der Bachsepp
 Schaufel und Sackknäppel liegen lassen, einen Anlauf
 nehmen, wie der Blitz über'n Gartenzaun, in ein'm
 Galopp heim — und am andern Tag war das
 Kreuzweh wie weggeblasen.

Ja, was der Schrecken — Pardon, die Unzin
 nicht Alles zu Stande bringt!

Das „Höllsackra-Theker!“ von Wittibrenth ist
 schon von Klein auf alleweil ein „Kleber!“* ge-
 wesen. Da hat es dann natürlich, wie es in die
 „kritischen Jahr“ kommen ist, die erste Stunde die
 Fleischsucht gehabt. Eine noch lästigere Krankheit
 hat man sich überhaupt nicht denken können. Alles
 Mögliche und Unmögliches haben's probirt mit dem
 „Theker“, sogar „Stahltröpfen“ hat's eingenommen,
 aber angestreift hat nichts. Die Geschichte ist um
 so lästiger gemorden, weil das „Diandl“ seit eilfchen
 Wochen in der „Brantschaft“ gewesen ist. Was
 ihm denn ein Hochzeiter mit einem solchen „Dauber-
 ling?“** Ist's alleweil daherkommen, kästweis bis
 in's Maul ein und hat ein Leben gehabt als ein
 „Lehmbacken“. Zum „Sterben“ wär' es geworden
 dabei nacheinander, wenn's nicht zum Glück noch
 von der „Unzin“ g'hört hätte!

Auf deren Rath hin hat das „Theker“ an einem
 „Kreuzweg“ ein „gelbes“ Steinerl ausgegraben, hat
 dreimal in das Loch hineinspunden und dann dreimal
 das Kreuz darüber machen müssen. Darnach hat
 es das Steinerl wieder so schön in sein „Grübel“
 hineinsetzen müssen, daß keine „gottige Seel“ was
 gemerkt hat davon.

Und gut ist's geworden d'rauf, bei dem Theker!
 Wie's ein halbes Jahr verheirathet gewesen ist, ist
 das Diandl so frisch und so rothbackig und so „stark“
 worden, daß es schier das „Kennen“ nimmer ge-
 habt hat.

„Derer hat sonst Nichts gefehlt, als wie das
 Heirathen!“ haben ein paar so nasenweise Leute
 gesagt, die Weiteres nichts verstanden haben und
 die der „Unzin“ neidig gewesen sind um das
 „Gefehret“, in dem sie gestanden hat.

Die Frau Wirthin von Warzendorf ist schon
 gungig ein halbes Jahr lang nimmer recht gut bei-
 sammen gewesen. Es hat grad' mit extra weit gefehlt
 dabei, aber es hat ihr halt um und um nix taugt.

* Kleber — schwache Körperbeschaffenheit. * Dauber-
 ling — Schwächling.

Sie hat es kennt, daß sie ein Fieber hat, aber
 dies hat sie nit sagen können, was sie für ein's h'

Das „Fehrfieber“ ist es einmal nicht gewes-
 weil sie alle Tag bitter worden ist. Drei u
 wasserblauen Neutgerln hat man nimmer selb
 können im Gesicht drin vor lauter Fetten. W
 sie hat halt alleweil keinen richtigen Appetit geh
 Wenn sie ein „schweines“ Bratl gehabt h
 wär' ihr Heber ein „kälbernes“ gewesen, und we
 sie ein solches gegessen hat, hätt' sie das Schweine
 Fleisch wieder mögen. Hat sie ein „Gansvie
 gehabt, dann hätte es sie um einen „Glückel“ g
 lüftet, und wann sie diesen gehabt hat, hätte sie
 Trum „Gefehret“ mögen. Und so ist's allewe
 dahingegangen.

Sonst hat sie sieben, acht Halbe Bier auf ein
 Sitg anstrinken können und jetzt hat sie sich bei
 fünften schon einen Zwang anthun müssen.

Langmüchtig hat sie schon ineinander „gedokter-
 bis ihr d' Unzin ist verrathen worden.

Na — die hat es nachher gleich herauß
 gehabt, daß die Wirthin von Warzendorf d
 „Magenfieber“ hat und hat ihr ein kleines Päck
 geschickt, das angeschaut hat wie ein alter, zusammen
 gelutschter Brotschnuller.

Dies Päckel hat die Wirthin vierzehn T
 lang in der „Magengrube“ tragen müssen, hat da
 alle Tag „auf d' Nacht“ einen Waterunter für
 vierzehn heiligen Nothhelfer beten müssen, und
 die vierzehn Tage rum gewesen sind, hat sie d
 Päckel rücklings in ein laufendes Wasser werf
 müssen. Dabei hat sie aber um keinen Preis na
 schauen dürfen, wo es hinschwimmt.

Dies Alles hat die Wirthin von Warzendorf
 auch getrenlich gethan. Nicht im Traum wär'
 ihr eingefallen, daß sie dem Päckel nachgesch
 hätte, wie sie es in „die“ Kolbach hineingewor
 hat, wenn sie nicht grad' zufällig was „gekleidet“ hätt

Und da hat sie es denn grad' noch mit anseh
 müssen, daß ein mordsgroßer Enterich, der im W
 herumgeschwommen ist, auf ihr Päckel hingesch
 und es gefressen hat.

Im ersten Augenblick ist die Wirthin fast v
 steinert gewesen vor lauter Schrecken und wie
 sich dann erholt gehabt und ein Trum Scheith
 nach dem Teufelsvieh, nach dem elendigen, gesch
 hat, ist der Enterich schon wieder ganz vergu
 weit fort, den Bach hinauf geschwommen.

Und da hat sie halt ihre Strafe gebuldig
 sich nehmen müssen.

Dies hat sie noch vom Schulgehen her gewu
 daß die neugierigen Leut' büßen müssen; dem
 seinem Weib ist es derselb auch mit besser ergang
 wie es umgeschaut hat.

Wenn also die Wirthin von Warzendorf
 „Magenfieber“ nicht angebracht hat, da ist sie sel
 schuld daran gewesen, „d' Unzin von Nöham“
 da nix dafür können. —



Ehemarterl.*

Hier siel ich, steh', Wandrer, und bet' ein Gebet,
 In die Hände meiner Frau, der Anna Margreth;
 Es war am fünfundzwanzigsten Mai,
 Als ich gung an diesem jji Baume vorbei,
 Hinter dem sie ganz von ungetahr stand;
 Ich sagte Guten Abend und gab ihr die Hand.
 Damals war ich ein Junggesell',
 Und deshalb verlickte ich mich sehr schnell;
 Sie behauptete von sich selber das Gleibe
 Und verlangte, dass ich die Hand ihr reiche
 Nächstens und schleniget auch am Altar.

* Das „Stregarten der Liebe“. Gedicht, Sonnenhüte
 und Mondhüte. Bader, Gedichte und Sprüche von Otto Julius
 Bierbaum. Berlin und Leipzig. In Verlage der „Fest“ bei
 Schöper & Dreyer. —

Der zufällig hier in der Nähe war.
 Und deshalb, weil dieses wirklich geschah'n,
 Sag' ich: O Wandrer, bleibe hier steh'n,
 Bedenke der Freiheit Vergänglichkeit,
 Bet' ein Gebet und bleibe gescheidt.

Baus-Bärlaatsch, Bauer und Chemann,
 Der ein Wort davon mitreden kann. —
 Otto Julius Bierbaum.

„Kadi! Frische Kadi!“ Durch die Straßen des
 Städtchens laut der Ruf des Radimannes, der draußen
 vor den Thoren auf einem Streifen Pachtlandes seine
 „Spezialität“ zieht. Jeder kennt ihn und Jeder kauft
 gern von ihm, wenn er gegen Abend einhergezogen
 kommt und mit heller Stimme sein „Kadi! Frische
 Kadi!“ anruft.

Es ist ein mühsam Brot, dem er nach
 Stunden lang muß er die schwere Kiepe und den
 an den Rand gefüllten Handkorb tragen, daß
 Rücken steif und der Arm lahm wird. Doch
 nimmt der Radimann schon mit in den Kauf: we
 Geschäft nur klappert! Heutzutage heißt's für
 Geschäftsmann umsichtig sein und so viel wie
 irgend möglich Neffame zu machen. Das sind auch
 Grundfälle, die unseren Radimann leiten; er hält
 hohle Hand leicht gekrümmt vor dem Mund, um sein
 alten Neffameruf: „Kadi! Frische Kadi!“ neue
 hing zu verfeihen. —

Alle für die Redaktion der „Neuen W
 bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW
 Denthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!